

IM SPIEGEL DER ZEIT

Großer Lobpreis – Schwierigkeiten des Lobens

Wer die Psalmen liest, erkennt als Grundhaltungen der psalmistischen Beter Loben, Klagen, Bitten. Erinnern wird vorausgesetzt, glaubendes Hoffen eingeschlossen. Die Präsenz des bündnerischen Gottes wird beglaubigt, durch jeden Psalmvers öffentlich bestätigt, von jedem Beter, Sänger bekannt. Die psalmistischen Reden sind Israels Antwort auf Jahwes Offenbarung und Bund mit dem Volk. Viele Psalmen sind von kollektiven Erfahrungen her geschrieben, andere aus mehr individuellem Empfinden. An der Kontaktsuche der glaubenden Vernunft mit dem Allerhöchsten sind die lebendigen Gefühle beteiligt. Eine Reservierung, gar Abspaltung des Intellekts war archaischen Menschen nicht denkbar.

Das psalmistische Gotteslob

„Lobet den HERRN/ Denn unsren Gott loben/ das ist ein köstlich Ding/ Solch Lob ist lieblich und schön“, übersetzt Martin Luther Psalm 147. Nach der Aufforderung zu gemeinsamem Lob begründen die altjüdischen Sänger ihr Tun. Der erste Grund stammt aus der kollektiven Geschichtserfahrung der Stadt, der geschichtlichen Hoffnung des Volkes: „Der HERR bauet Jerusalem (auf)/ Und bringet zusammen die Verzagten in Israel“. Entscheidend für die Präsenz des Volkes ist Gottes Wirken. Der zweite Grund ist mehr individueller Art: Gott hilft dem bedrängten einzelnen. „Er heilet die zerbrochenen Herzens sind/ Und verbindet ihre Schmerzen“. Das dritte Argument für Jahwes Lob liegt in seiner kosmischen Allmacht und Größe: „Er zählt die Sterne/ Und nennet sie alle mit Namen“. Die weiteren Verse wiederholen, variieren, konkretisieren die drei Gründe des Lobens. Der Herr regiert das Volk, er richtet die Elenden auf, seine Kraft beherrscht den Kosmos zum Nutzen der Menschen. Er gibt Wachstum und Regen. Er verriegelt die Stadttore und schafft an den Grenzen draußen Frieden. Er schützt innerhalb der Mauern und an den Landesgrenzen. Der Bündnergott segnet politisch und agrarisch die Betenden und ihre Kinder, sie in ihren Kindern. Noch einen vierten, in den Eingangsversen nicht ausdrücklich genannten Grund nennt der Psalm: Der Herr offenbart den Betern sich selbst durch sein Wort und er verkündet ihnen ihre, seine Gebote. Mit der Beziehungsoffenbarung seiner Präsenz, und dem (durch Offenbarung garantierten) Gesetz sozialen Zusammenlebens garantiert er das gemeinsame Leben. Ist eine umfassendere Begründung für Gottes Lob denkbar? Kaum. Die geschichtlich kollektive Struktur des Volkes, die individuelle und die soziale Bedingtheit des Menschen und die natural-kosmische Fürsorge für alle werden aufgezählt. Argumente genug, Gott zu loben, Gründe soweit Auge, Ohr, Erinnerung, Verstand und Vorstellung reichen. Zeit jetzt und Zeit, die kommt, Ort hier und weiter draußen, das Volk und alle seine Angehörigen, des Volkes Gott und der Menschen Welt bilden im theozentrischen Weltbild eine Einheit. Keine Bedenken gegen diese Vorstellung, kein Bruch, keine Absage. Wer so lebt und denkt, so

fühlt und glaubt ist eingebunden in die nationale und theozentrische Ganzheit, für den ist Lobpreis kein Problem. Er ist geradezu selbstverständlich, es sei denn, das Volk und/oder der einzelne erfahre extreme Schicksalsschläge. Extremer Schicksalsschlag für das Volk: die Eroberung Israels, Zerstörung Jerusalems (des Tempels); extremer Schicksalsschlag für den einzelnen: die exemplarisch vorgestellte Geschichte des frommen Jjob. Israel hat nach dem Ende der Babylonischen Gefangenschaft und dem Wiederaufbau der Tempelstadt den Glaubensschock überwunden. Auch Jjob wußte, nachdem er seine Klage hinausgeschrieen hat und seine „Unvernunft“ an der zwar nicht durchschaubaren, aber überlegenen Größestvernunft Jahwes gescheitert ist, sich zu fügen. Und siehe da, es wurden ihm nicht nur alle Verluste restituiert, sondern über das früher Vorhandene hinaus erstattet. Dieser „Märchen“-Schluß ist freilich ein Glaubensschluß, Hoffnungsschluß, ein Bekenntnis, vielleicht auch einfach die Zusage des Erzählers.

Der christliche Lobpreis

Die christlichen Lob-Hymnen haben eine große Tradition. Sie reichen neutestamentlich vom „*Magnifikat*“ und dem „*Benedictus*“ des Lukas im Evangelium zu den apokalyptischen Hymnen des seherischen Johannes. Am bekanntesten, bis heute liturgisch verwendet und komponiert wird das hymnische „*Te Deum*“ des Mailänder Bischofs Ambrosius¹. Das Lob ist trinitarisch, jesuanisch (Auferstehung und ewiges Leben), kirchlich aufgebaut. Ein himmlischer Hofstaat wird versammelt. An die Stelle des jüdischen Gottesvolkes tritt die „heilige Kirche“ mit ihrer Glaubenspräsenz. Die äußere Form ist mehr evokativ und rühmend als erzählend. Die in den Psalmen umschriebene Größe der Natur tritt zurück. An die Großraumstelle der psalmistischen Exodus- und heiligen Gegenwartserfahrung tritt die Rühmung der Erlösung. Gerühmt wird die „*gloria Dei*“. Ihre unendliche Majestät ist weit mehr transzendent als der sinnhaft konkretisierte jüdische Geschichtsgott und der nahe Tempel-Gott der Psalmen.

Eine bis heute modern anmutende, nämlich subjektiv beglaubigte Perspektive des Lobens gelang Augustinus in den „*Bekenntnissen*“. Nach dem psalmistischen Echo-Einsatz „Groß bist Du, Herr, und hoch zu preisen, und groß ist Deine Macht und Deine Weisheit unermesslich“, spricht Augustinus zuerst für den Menschen allgemein, dann immer mehr persönlich und individuell. Allgemein und stellvertretend: „Denn preisen will Dich der Mensch, ein kümmerlicher Abriß Deiner Schöpfung, der Mensch, der herumträgt sein Sterbewesen... Du selber, reiztest an, daß Dich zu preisen Freude ist; denn geschaffen hast Du uns zu Dir, und ruhelos ist unser Herz, bis daß es Ruhe findet in Dir“. Das Lob Gottes als Prooemium des Lebensberichtes. Der detaillierte Bericht wird ein einzigartiges Lob Gottes. Lob der Geburt, Lob der Begabung, Lob der Bekehrung, Lob der Begegnung, des Glaubens. Nach der Aufzählung der natürlichen Gaben im ersten Buch resümiert und wertet Augustinus: „Das alles ist Geschenk meines Got-

¹ Bei der Akademie zum „Aschermitwoch der Künstler“ am 21. Februar 1996 wurde im Münchner Herkules-Saal das „*Te Deum*“ von Paul Engel aufgeführt. Der Komponist setzt sein modernes Bewußtsein in Beziehung zu dem über eineinhalb Jahrtausende überlieferten Text. Er verbindet mit dem Wortzitat atonale Musik.

tes, nicht ich hab mir's gegeben; und gut ist das alles, und das alles – das war Ich. So ist Er gut, Er, der mich erschaffen hat, und Er selber ist für mich das Gut, und Ihm frohlocke ich für alles Gute...Dank sei Dir, der Du mir Süße gibst und Ehre und Zuversicht, mein Gott! Dank sei Dir für Deine Gaben.“ Der Sprecher will sie „mehren und vollenden“, in und mit diesen Gaben wachsen, ganz „selber sein“ und erneut Gott dafür loben².

Das Ambrosianische Lob ist mehr kollektiv als individuell gesprochen. Es ist kirchlich gedacht, örtlich und überörtlich, zeitlich und überzeitlich gerichtet. Es verbindet der Menschen Lob auf Erden mit den Chören der Engel und Heiligen im Himmel. Dieses „Te Deum“ vereinigt Erde, Kosmos und Himmel mit der erdkreisweiten Kirche zu dem einen göttlichen Universum. Es versammelt das irdische Lob mit dem der herausragenden Stände im Himmel, mit den Aposteln, Propheten, Märtyrern. Das Ambrosianische „Te Deum“ strömt von unten nach oben und von oben nach unten. Es will multipräsent sein, das Lob der irdischen Kirche mit der himmlischen verknüpfen. Ambrosius spricht polyperspektivisch und generalistisch, Augustinus perspektivisch und konkret. Er spricht von seinem eigenen Standort, dem persönlichen Erkennen und Fühlen, von der partikulären Lebensgeschichte her. Er lobt zwar den Menschen allgemein als Geschöpf Gottes. Aber weit mehr bezieht er Gründe für sein Lob aus der individuellen Lebensgeschichte. Wenn Ambrosius der repräsentativ vorindividuelle Sprecher genannt werden darf, so ist Augustinus der individuell persönliche. In seiner Subjektivität wie Konkretion empfinden wir heutigen Leser ihn geradezu modern. Die Unterscheidung ist wichtig, weil wir meinen, in ihr eine historische Tendenz zu erkennen, die sich in der Gegenwart zuspitzt. Ältere Lobtexte sprechen meist mehr allgemein, kollektiv und repräsentativ, jüngere mehr individuell, partiell, persönlich, konkret. Archaisches Sprechen objektiviert, modernes Sprechen subjektiviert. Archaisches Sprechen stützte sich auf die großen, von jedermann akzeptierten Wahrheiten, modernes Sprechen muß sich selbst, das heißt subjektiv, beglaubigen.

Aus dem Hohen Mittelalter beeindruckt uns Heutige poetisch am meisten *Francescos „Sonnengesang“*. Da spricht eine neue Spontaneität und Präsenz, von der Spätere – nach dem Bewußtseinsbruch der Aufklärung Schiller wie Kleist, Novalis wie Brentano – geträumt haben und die Postmodernen träumen³. Beeinflußt von den Liedern der Troubadours seiner Zeit, spricht Francesco aus einer sehr persönlichen Sprechhaltung. Die Verse klingen weniger „übernatürlich“ als bei Ambrosius, naturaler und sinnlicher als bei Augustinus. Der Sonnen-Sänger beginnt universal und kosmisch. Er zieht die hohen Gestirne Sonne und Mond in eine ganz unantikische, unpsalmistische, sogar

² Augustinus: *Bekenntnisse*, Buch I, Kap 1 und 20, in der Übersetzung von Josef Bernhardt. Frankfurt 1955.

³ Schiller entwickelte die Vorstellung von der neuen Einheit des Dichters mit der „Natur“ in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Der naive Dichter war eins mit der Welt, der „sentimentalische“ (intellektuelle) Dichter soll mit Hilfe der bewußten Vernunft zur (höheren) Einheit mit der Natur gelangen. Kleist sprach im „Marionettentheater“ vom Durchgang des Bewußtseins durchs Unendliche, auf daß wir – anders als das Tier – ganz bewußt und – wie das Tier, aber auf einer anderen Stufe der Entwicklung – neu spontan werden können. Die Vereinigung von Bewußtsein und Spontaneität ist Ideal und Wunsch aller intellektuell bewußten Menschen, besonders der Künstler.

unmittelalterliche, nämlich personale, ja geschwisterliche Sicht. Eine solch brüderlich-schwesterliche Sicht der Dinge hat es vor Francesco nicht gegeben. Aus der Subjektivität des Sprechers spricht zugleich ein entgrenzendes Alleinheitsbewußtsein, aus der individuellen (nicht typisierten) Person singt der mystisch, jesuanisch total verwandelte Mensch. Die Beziehungen zu allen Wesen sind verändert, die Beziehungen zu allen Situationen des Lebens verwandelt. Personhaft geworden ist nicht nur die erquickende Schwester Wasser, sondern auch der bedrohende Wind, das gefährliche Feuer. Geschwisterlich betrachtet werden die Elemente. Seine verschlingende Anonymität verloren hat der gefürchtete Tod. Keine Rede ist im „Sonnengesang“ vom Ambrosianischen Universalismus der Kirche und ihren himmlischen Chören. Nicht vergegenwärtigt wird das erlernte trinitarische Glaubensbekenntnis. Wo Augustinus seine herausragende Begabung dankbar röhmt, preist Franziskus den lazarischen Menschen, der „Schwachheit und Drangsal“ erleidet. Augustinus denkt grandios in seiner faszinierenden Bewußtheit. Er erinnert, bedenkt, argumentiert. Der arme Franziskus denkt nicht, er zählt nicht auf. Er läßt seine aufregende Lebensgeschichte nicht Revue passieren, um seine Sünde öffentlich zu bekennen und die noch größere Gnade Gottes zu preisen. Dieses Ich (eines Paulus, Augustinus) ist zurückgedrängt, geschwunden. Franziskus ist mit allen Sinnen auf die Leben spendende Welt des Herrn ausgerichtet. Der da schaut, hört, fühlt, ist ganz geöffnet. Der geradezu mediale Francesco nimmt wahr mit jesuanisch sehenden Augen, jesuanisch hörenden Ohren. Seine sinnenhafte, ergreifend glaubensmystische Präsenz ist nicht dogmatisch strukturiert. Die Wahrnehmung der Wesen, Kräfte, Zeiten *ist* die Gegenwart des Herrn. Naturale Wahrnehmung und durchseelter Glaube sind nicht (mehr) getrennt. Wahrnehmung ist Glaube, Glaube ist Kommunikation, Kommunikation ist Lobpreis, Lobpreis ist Liebe. Die Welt erscheint nicht nur durchlässig, sondern durchsichtig auf den Herrn hin. Das Lob quillt wie Quellwasser quillt, die Preisung strahlt wie Licht strahlt. Diese durchgeistete Öffnung des Leibes und der Seele im hymnischen Gesang fasziniert uns bis heute. Das von Francesco besetzte, auf alle Welt bezogene Wort spricht nicht nur wunderbar, es *ist* wundertätig. Die psalmistischen Sprecher verweisen häufig auf den „herrlichen“ Namen des unaussprechbaren Jahwe-Gottes. Francesco verweist nicht, bei ihm strahlt die immanente Transzendenz des Herrn als reine (pfingst-österliche) Gegenwart. Francesco ist im Sonnengesang die poetisch erschienene Jesus-Gestalt.

Die Aufklärungs-Krise des Gotteslobs

Wir übergehen das Glaubenslob Luthers und das bald furchtsame, bald triumphale Gotteslob des diesseits-jenseits gespannten Barock. Das Schwinden des Gotteslobes seit den Jahren der Aufklärung müssen wir notieren, ehe wir unser eigenes Jahrhundert betrachten. Die Texte aus dem Geist der Aufklärung signalisieren eine andere Welt erfahrung. Dieses andere Weltbewußtsein spricht zum Beispiel aus der „Prometheus“-Hymne des 25-jährigen Goethe. Das Rollengedicht ist an die oberste Göttermajestät mit Namen Zeus gerichtet. Der mehr vom Geist der Aufklärung als vom Geist des Evangeliums getriebene Frankfurter Bürgersohn pocht durch seinen Ich-Sprecher trot-

zig, in der Rolle titanisch auf sein freies, kreatives, das Leben rückhaltlos bejahendes, forderndes Ich: „Ich dich ehren? Wofür?/ Hast du die Schmerzen gelindert/ Je des Beladenen?/ Hast du die Tränen gestillet/ Je des Geängsteten?“ Das pagane Renaissance-Bewußtsein hat im „Sturm-und-Drang“ eine neue Freiheit erobert. Das aufgeklärte Ich baut sich abwehrend, im Konfliktfall gegnerisch auf. Im „Faust“-Prolog meckert Goethes Mephisto über die angeblich gute Welt Gottes. Ihn dauert der Jammer der Menschen. Statt für seine Erschaffung zu danken, stellt das moderne Ich seine Anklageschrift aus. Es ist jene Anklage gegen die jämmerliche Schöpfung und jämmerliche Freiheit, die Goethe noch ausbalanciert. Von Georg Büchner aber im frühen neunzehnten Jahrhundert bis zu Samuel Beckett im späten zwanzigsten wird jedes Gotteslob hinweggefegt. Die Theodizeefrage wird argumentativ so gestellt, daß aus dem elenden Zustand der Welt auf die Abwesenheit eines verantwortlichen, an den Menschen und ihrer Welt interessierten Gottes geschlossen wird. Schon Michel de Montaigne (1533–1592) fand, daß der Mensch kein rühmenswertes, sondern ein „elendes und erbärmliches Geschöpf“ sei. Der junge Georg Büchner (1813–1837) läßt seinen Danton ausrufen: „Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür“. Sein Revolutionsgefährte Payne protestiert: „Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz“. Er argumentiert: „Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten“. In diesem Jahrhundert kann der anglo-irische Autor Samuel Beckett die behauptete Schöpfung nur als etwas gänzlich Mißlungenes betrachten. In seinem „Endspiel“ (französisch 1956) erzählt der alte Nagg seiner alten Frau Nell, im Mülleimer steckend, die Geschichte von dem englischen Schneider, der seinen Kunden wieder und wieder weggeschickt, weil ihm etwas an der Hose nicht gelungen ist. Als der Kunde ein viertes Mal kommt, um seine Hose endlich mitzunehmen, diese aber noch immer nicht fertig ist, ruft er entrüstet aus: „Goddam, Sir, nein, das ist wirklich unverschämt, so was. In sechs Tagen hat Gott die Welt erschaffen: Ja, mein Herr, sage und schreibe die WELT! und Sie, Sie schaffen es nicht, mir in drei Monaten eine Hose zu nähen!“ (Stimme des Schneiders entrüstet:) „Aber Milord! Milord! Sehen Sie sich mal (verächtliche Geste, angeekelt) die Welt an... (Pause)... und sehen Sie da (selbstgefällige Geste, voller Stolz) meine HOSE!“. Das Staunen über die Welt ist geschwunden. Die Gründe für das paulistische Gotteslob sind entchwunden. Das Ambrosianische Glaubensbewußtsein wird sprachlich nicht mehr aktiv. Der auf dem Kreuzzug fast um sein Leben und sein Augenlicht gebrachte Franziskus sang in einer anderen Welt. Auch Luthers fester Burgfriede in Gott ist ausgeblendet. Sind Schwund und Ausblendung einfach Folge des entchwundenen Glaubens? Der tief gläubige Alttestamentler Fridolin Stier (1902–1981) betet in seiner ersten Tagebuchaufzeichnung angesichts des Verröchelns eines Tieres, seiner Katze: „Es ist etwas in mir, das sich weigert, dich aus der Haft für das Weh der Kreatur zu entlassen“⁴. Noch Kierkegaard tröstete sich angesichts der auch ihm unbeantwortbaren Theodizeefrage, „daß wir gegen Gott immer unrecht haben“. Das war Hjobs Eingeständnis. Sarah Kirsch aber schreibt nach der Lektüre Kier-

⁴ Fridolin Stier, *Vielleicht ist irgendwo Tag*. Aufzeichnungen. Freiburg 1981,

kegaards: „Es war mir nicht möglich, das Erbauliche (zu) finden, das in dem Gedanken lag, gegen Gott immer Unrecht zu haben“⁵. Rilke hat zu Beginn des Jahrhunderts nochmals einige Anstrengungen des „Rühmens“ gemacht. Der andere Prager, Franz Kafka, hat nur mehr geklagt. Er schrieb lauter Beweise, daß es unmöglich ist, in dieser Welt als Mensch zu leben. Von Lob keine Spur.

Lob aus dem „Renouveau catholique“ – Gertrud von Le Fort

Seit der Jahrhundertwende entwickelte sich unter Schriftstellern – gegen die laizistische Aufklärung in Frankreich – der „Renouveau catholique“. Auch in Deutschland und in England entwickelte sich eine Erneuerung der Poesie aus christlichem, vor allem katholischem Glauben. Gegen den rationalistischen Geist fanden das Mysterienspiel, der Mysterienroman, das Mysterium der Kirche und das Mysterium des Heiligen als Stoff und Motiv neuen sprachlichen Ausdruck. Aus der Perspektive des Glaubens entsprang auch neu das Lob Gottes. Der anarchische Léon Bloy und der aristokratische Paul Claudel sind in Frankreich große Lobende geworden. Gertrud von Le Fort, Elisabeth Langgässer, Werner Bergengruen, auch Reinhold Schneider haben hymnische Lobgedichte geschrieben. Weit verbreitet wurden *Le Forts „Hymnen an die Kirche“*. Sie erschienen erstmals 1924 und wurden bis in die sechziger Jahre aufgelegt. In der Mitte ihrer Hymnensammlung steht das „*Te Deum*“. Die Hymne spricht aus der Tradition des ambrosianischen Lobgesangs. Sie ist wie jener trinitarisch aufgebaut. Sprecherin ist (wie schon bei Ambrosius) nicht das individuelle Ich, sondern die Kirche. Die meisten Le Fort-Hymnen beginnen mit „DEINE Stimme spricht“. Das Vorwort betont, daß „die noch tief in sich selbst gefangene Seele“ die durch Glauben und Liebe wissende Stimme „der Heiligen Kirche“ hört. Durch die Glaubensworte der Kirche wird die Seele in die „Geheimnisse Gottes“ eingeführt und zunehmend mit der Kirche identisch.

„Großer Gott meines Lebens,

ich will dir lobsingen an allen drei Ufern deines einigen Lichts!

Ich will mit meinem Lied

ins Meer deiner Herrlichkeit springen:

unterjauchzen will ich in den Wogen deiner Kraft!

Du goldener Gott deiner Sterne,

du rauschender Gott deiner Stürme,

du flammender Gott deiner feuerspegenden Berge“...

Nach dem Lob aus der kosmischen Natur wird Gott aus der näheren Natur „aller“ seiner Tiere, Ähren, wilden Rosen gelobt. „Alle“ können nur gemeint, nicht wahrgenommen werden. Auf das Lob des Schöpfergottes folgt das Lob des Erlösergottes, auf den Sohn das Lob des Geist-Gottes. Jedesmal wird das Lob erhöht bis zu den Chören der Engel. Gegen Ende wird Gottes Gegenwart beschworen, die mystische Vereinigung des Anfangs aufgenommen und überhöht.

⁵ Sarah Kirsch, *Allerlei-Rauh*. Stuttgart 1988, 108.

„Wehender durch alle meine Räume,
 Zündender durch alle meine Herzen,
 Heil'ger Schöpfer deiner neuen Erde:
 Ich danke dir, daß ich dir danke, Herr,
 ich danke dir bis an die Chöre der Engel:
 Gott meiner Psalmen, Gott meiner Harfen,
 großer Gott meiner Orgeln und Posaunen,
 Ich will dir lob singen
 an allen drei Ufern deines einigen Lichts!
 Ich will mit meinem Lied
 ins Meer deiner Herrlichkeit springen:
 unterjauchzen will ich in den Wogen deiner Kraft!“

Hymnische Langzeilen waren auf katholischer Seite von Paul Claudel, gemeinliterarisch vom Expressionismus her entwickelt worden. Gertrud von Le Fort verbindet ihre Langverse mit dem psalmistischen Parallelismus. In der altjüdischen Hörikultur wurde eine Aussage variiert wiederholt, damit sie sich dem Gehör einprägte. Der Parallelismus in Le Forts letztem Doppelvers wiederholt die Aussage am Anfang. Die Hymne ist aus neuromantisch-expressionistischer Sprechhaltung mit expressionistischem Sprachstand geschrieben. Ein letztes Mal in der deutschen Lyrikgeschichte werden kosmische Gedichte, die kosmisches Ganzheitsbewußtsein voraussetzen, geschrieben. Expressionistische Stilmittel sind bei Le Fort die großen, gehäuft eingesetzten Genitivmetaphern „an allen drei Ufern deines einigen Lichts“, „Meer deiner Herrlichkeit“; Komposita und Neologismen sind „lob singen“, „unterjauchzen“. Es fallen die vielen Partizipien auf, attributiv in „feuerspeidend“, „rauschender Gott“, „flammender Gott“, als Anrede „Brausender“, „Wehender“, „Zündender“. Die gehäufte Du-Anrede drückt eine ekstatische Bewegung aus. Die Partizipien (als Mittelwort zwischen Verb und Adjektiv) und Verben dynamisieren die Aussage. Sie verstärken den fließenden, wogenden Rhythmus der Verse. Soviel schöner Glaube, soviel Kosmos, Seele und Erlösung, soviel sprachlicher Orgelklang ist nicht einmal in der katholischen Romantik erklungen.

Aber wo bleibt die *Wirklichkeit*? Wo bleibt der reale Kontext dieser geistlichen Gedichte? Auch die geistlichen Dichter müssen, wie Hölderlin scharfsinnig betonte, weltlich sein, sonst hängen die Verse in bloßer Glaubensluft. Und die bleibt, ohne Erdenluft ätherisch, dünn. Nirgends taucht in Le Forts Hymnen die widersätzliche, sperige Wirklichkeit auf. Kein Kontext erinnert Folgen des Krieges, Arbeitslosigkeit, Inflation, die chaotische Republik, weit verbreitete Depression, wirtschaftliche Ratlosigkeit, politische Perspektivelosigkeit, allgemeine Desorientierung (die dem weltlich glaubenden und feiernden Expressionismus den Garaus gemacht hatte). In den Hymnen ist oben der Kosmos, sind hier die kirchlichen Räume, zuinnerst die Seele: Aber wo bleibt die Welt, wo konkrete Welterfahrung? Die „neue Erde“ wird beteuert, nirgendwo bildnerisch gezeigt. Diese Hymnik feiert, ohne konkrete Welt zu bezeichnen, ohne Gegensätze zu nennen, ohne sprachlichen Widerstand zuzulassen, ohne die Provokation der Wirklichkeit anzunehmen. Die Begeisterung entflammt, indem sie widerständiges Bewußtsein, alles Störende ausschließt, innerkirchlich und innerseelisch. Wir wissen heute, was ein Jahrzehnt später die „Ewige Frau“ als „mater, virgo, sponsa“ bei vielen katholischen Frauen verhindert hat, die kritische Bewußtwerdung der Frommen, ei-

genständiges politisches Denken der zeitlichen Frau, den fälligen Widerspruch zum unewigen Mann⁶.

Mit dem erfolgreichsten Band christlicher Hymnik aus der ersten Jahrhunderthälfte kontrastiert aus der zweiten Jahrhunderthälfte der in einem anderen sozialen Kontext nicht weniger erfolgreiche Versband poetischer „Leichenreden“ von Kurt Marti (1969). Ein größerer Gegensatz lyrischen Sprechens aus christlichem Glauben innerhalb eines halben Jahrhunderts ist kaum denkbar. Dort die hohe Hymnik, das Mysterium der Kirche, der Seele, der ekstatischen Innerlichkeit, hier der lockere Parlandoton, weltliche Gegenreden zu frommen Sprüchen, der Blick auf die reale Welt, auf wirkliche Verhaltensweisen (vor allem der Männer), auf reale, auch schuldhafte Sterbeursachen und bürgerlich behauptete Ständeordnung bis ins Grab: hier billige Reihengräber für „Knechte“, dort das „teure Privatgrab“ derer, die bis in die vermeintliche Ewigkeit „Herren“ bleiben wollen. Le Forts „Hymnen“ waren das poetische Lieblingsbuch der katholisch Frommen. Sie feierten, bestätigten und erhöhten, taten niemand weh. Martis „Leichenreden“ wurden das poetische Lieblingsbuch der protestierenden 68-Generation und der Väter, Mütter, Sympathisanten des „Politischen Nachtgebets“ (H.Böll, D.Sölle, V.Sturm).

Erwähnen müssen wir, daß Elisabeth Langgässer ihren, während der Kriegsjahre geschriebenen, großen katholischen Roman „Das unauslöschliche Siegel“ (1946) mit einem chorischen Lobpreis endet. Er wird gesprochen vom Pfarrer, dem Kaplan und den „Anderen“ in biblisch-psalmistischer und kreuzes-jesuanischer Tradition. Gesiegt hat am Ende des bösen Lebenskampfes die göttliche Gnade. Der zum katholischen Glauben übergetretene Lazarus Belfontaine lebt in einer arg unheilen Welt. Werner Bergengruen erregte die literarischen – nicht die christlichen – Gemüter, als er 1952 seinen Gedichtband „Die heile Welt“ betitelte. Das langzeilige Gedicht „Lobsang und Lobrauch“ preist Gott aus einer schön und intensiv, in der Erinnerung baltisch erfahrenen Welt aus Jahreszeit, Lebenszeit, agrarischer Natur und weiträumiger, unbedrohter Landschaft. Die letzten Verse lauten:

„.... lobt Dich im Sumpf, dem giftigen Fieber verschworen,
brodelnde Gärung, miasmischer Gase Rumoren,
Dunst der fauligen Flut in stummen Kanälen und Grachten,
einsamer Kerzen Ruß und das Pulvergewölk der Schlachten,
Dampf vergossenen Blutes und zuckender Eingeweide
und der Verwesungshauch der von Toten bevölkerten Heide.
Ja, es lobt Dich der bittere Rauch von den höllischen Flammen.
Und viertausendfältig rinnt alles in Eines zusammen,
steigt, mit dem Weihrauch der Kirchen vereint, nach oben,
Lobrauch, wie Lobsang, den Herrn der Schöpfung zu loben.“

⁶ Gertrud von Le Fort, *Hymnen an die Kirche*. München 1924. Gertrud von Le Fort, *Die ewige Frau. Die Frau in der Zeit*. Die zeitlose Frau. München 1934.: „Das Symbol der Frau ist der Schleier... Die kulturelle Rolle der in den ewigen Ordnungen stehenden Frau ist die sponsa des männlichen Geistes“ (83). Es konnte einem, der Gedichte aus christlichem Antrieb schrieb, noch in den sechziger Jahren passieren, daß er (mit einem Unterton des Mißfallens) gefragt wurde, warum er nicht wie Gertrud von Le Fort schreibe.

Das anstößige Titelgedicht „Heile Welt“ beginnt:

„Wisse, wenn ins Schmerzensstunden
dir das Blut vom Herzen spritzt:
Niemand kann die Welt verwunden,
nur die Schale wird geritzt.“

Tief im innersten der Ringe
ruht ihr Kern getrost und heil.
Und mit jedem Schöpfungsdinge
hast du immer an ihm teil“ ...⁷.

Der zum katholischen Glauben konvertierte Autor hatte die Kriegsjahre in der Schweiz verbracht hatte. In zahlreichen Gedichten des Bandes „Die heile Welt“ erinnert er das Landleben im Baltikum. Wahrscheinlich wollte er seinen Lesern in Nachkriegsdeutschland Mut und Trost zusprechen. Hatte der älter gewordene, mit sich ins Einvernehmen gekommene Dichter Abstand genommen von der unheilen Zeit? Hatte er die politische Katastrophe, die Kriegstoten, Bombentoten, öffentliches Morden, Hunger und Vertreibung, so weit hinter sich gelassen, daß die Verluste an Leben zu seinem poetischen Kontext nicht mehr gehörten? Wer konnte, durfte, wollte Gott nach 1945 mit solchem „Lobsang“ loben, in diesen „Lobrauch“ einstimmen? Waren da nicht Menschen in die „Wohnungen des Todes“ gesperrt worden? War da nicht ein anderer Rauch aufgestiegen, jener von Nelly Sachs beklagte „Und Israels Leib im Rauch durch die Luft“?

Schwierigkeiten des Lobens nach 45

Inmitten der Trümmer schuldbewußt, hungernd, umstellt von Toten, schrieb nach 1945 kaum jemand Lobgedichte. Klage, Schmerz, Bewußtmachung des Geschehenen, des Verursachten, Mitverschuldeten besetzten Sprache und Erinnerung, Denken und Gefühle. Die Wörter der Unmenschen lagerten in den Ohren. Wozu konnte Dichtung nach dieser geschichtlichen Katastrophe noch dienen? Wort und Bild waren mißbraucht worden. „Wozu Dichtung“ hieß eine Tagung, zu der die Evangelische Akademie in Tutzing im September 1951 einlud. Luise Rinser, Max Picard, Marie Luise Kaschnitz waren gekommen. *M.L.Kaschnitz* – sie hatte die Kriegsjahre in Rom verbracht – trug einen Verszyklus vor, der später unter dem Namen „*Tutzinger Gedichtkreis*“ bekannt wurde. Die Sprecherin bedenkt die Not des poetischen Sprechens, berichtet von Erfahrungen auch des gestörten Gottesbildes in der Sprache. Nichts war geblieben, wie es war, nicht die Sprache, nicht das Selbstverständnis, nicht die Hoffnung, nicht die sozialen Beziehungen, auch nicht die vermeintlich unangetastete Rede zu Gott.

„Zu reden begann ich mit dem Unsichtbaren.
Anschlag meine Zunge das ungeheuere Du,
Vorspiegeln altgewesene Vertrantheit.“

⁷ Kurt Marti: *Leichenreden*. Neuwied und Berlin 1969. Elisabeth Langgässer, *Das unauslösliche Siegel*. Roman. Hamburg 1946. Neuauflage, Düsseldorf 1987, 620f. Werner Bergengruen, *Die heile Welt*. Gedichte. Zürich (1950), 1952, 99ff, 94.

Aber wen sprach ich an? Wessen Ohr
Versuchte ich zu erreichen? Wessen Brust
Zu rühren? – eines Vaters?
Die Sprache, die einmal ausschwang, Dich zu loben,
Zieht sich zusammen, singt nicht mehr
In unserem Essigmund...
Mit denen, die Dich auf die alte Weise
Erkennen wollen, gehst Du unsanft um.
Vor Deinen Altären läßt Du ihr Herz veröden,
In Deinen schönen Tälern schlägst Du sie
Mit Blindheit. Denen, die Dich zu loben versuchen,
Spülst Du vor die Füße den aufgetriebenen Leichnam.
Denen, die anheben von Deiner Liebe zu reden,
Kehrst Du das Wort um, läßt sie heulen
Wie Hunde in der Nacht...
Und dennoch wirst Du fordern, daß wir Dich
Beweisen unaufhörlich, so wie wir sind
In diesem armen Gewande, mit diesen glanzlosen Augen,
Mit diesen Händen, die nicht mehr zu bilden verstehen,
Mit diesem Herzen ohne Trost und Traum...“

Aus den rhythmisierten Langzeilen im poetischen Parlandoton spricht ein neues Bewußtsein, eine neue Fragehaltung, Selbstkritik. Eine neue Sprechhaltung, Sprachsuche ringt um Ausdruck. Zwischen das alte „Großer Gott, wir loben Dich“ und die eigene Gegenwart sind Ereignisse, Morde, Verwirrungen, Verdunkelungen, Fragen und Zweifel getreten, die ein bloßes Zitieren Gottes aus dem überlieferten Sprachfundus ausschließen. Da sind Sperren gesetzt worden gegen den großen Gott des Lebens, die niemand schnell wegräumt. Niemand kann das Getane und das Zugelassene durch sonntägliches Absingen schöner Lieder ungeschehen machen. „Wo warst Du Adam“, fragt Gott bereits 1940 den deutschen Krieger in Theodor Haeckers Aufzeichnungen. Heinrich Böll machte diese Radikalfrage Gottes gegenüber Adam, gegenüber Kain, gegenüber dem deutschen Tätermann 1951 zum Titel seines ersten Romans⁸.

Gottes Lob kann und darf nicht nur aus der Sprache der Altvordern gesungen werden. Wie der Glaube selbst muß es von jeder Generation aus der eigenen Mitte formuliert, aus dem eigenen sprachlichen Bewußtsein, der eigenen Erfahrungswirklichkeit ausgedrückt werden. Wenn Religion lebendig ist, wird sie nicht von bloßer sprachlicher Repetition leben. Jede Tradition bedarf, damit sie gegenwärtig wird, der Überprüfung und der Innovation. Nicht nur das Vermögen, auch das sprachliche Unvermögen, die Irritation, die Verwirrungen, die Scham müssen sprachlichen Ausdruck finden, damit wir selbst vorkommen in unserer Rede.

Wie Gott loben, wenn das schöne Weltbild aus Gott, Natur, Nation und Geschichte zerbrochen ist? Wenn wir gar nicht die Hüter des Gottesglaubens waren und schon gar nicht die Hüter unseres Bruders, unserer Schwestern? Wie Gott loben, wenn einer zer-

⁸ Marie Luise Kaschnitz, *Tutzinger Gedichtkreis*, in: Kaschnitz, *Überallnie*. ausgewählte Gedichte 1928–1965, Hamburg 1965, 121ff. Auch in: *Schloß und AkademieTutzing*, Hrsg. C.J.Roepke. München 1986, 119ff. Theodor Haecker, *Tag- und Nachtbücher* 1939–1945. München 1947,51. Heinrich Böll, *Wo warst du, Adam?* Roman. Opladen 1951.

nagt ist von Schuldgefühlen, Bitterkeit, Selbstzweifel? Wie soll der Mensch Gott loben, wenn er sich abwandte wie Adam nach der Vertreibung? Kain nach dem Mord? Wie Gott loben als Verstörte? verstört wie die Turmbauleute von Babel, nachdem ihr Turm eingestürzt war? Belastet von dem geschichtlichen Vertrauensbruch produziert die Gegenwart neue Probleme. Wie Gott loben, wenn unsere Lebensenergien verbraucht werden von harter Produktion und weicher Freizeit? Wie als Beschleuniger unseres Fortgehens und Wegfahrens von allem Angestammten? Wie Gott loben als Ruhelose, als Zerstreute? Wie als individualistische Glücksverfolger, die so sehr mit sich selbst beschäftigt sind, daß sie keine Zeit für Aufmerksamkeit zu Transzendenz haben und auch auf seine immanente Präsenz in „realer Gegenwart“ (George Steiner) nicht achten ?

Zur Interessenlage, zur Verhaltens- und Bewußtseinsfrage kommen die Schwierigkeiten der Sprache allgemein, der religiösen im besonderen. Wie kommen wir zu göttlicher Lobrede, wenn im weltlichen Bereich Zustimmung und Lobrede verstummt sind? In der weltlichen Literatur heißen die sprachlichen Töne Trauer, Zweifel, Satire und Ironie, Kritik an jedermann und allen Verhältnissen, sachliche Beschreibung, nüchtern Bericht, ein paar subjektive Wünsche. Wer mag diese Welt und das bedrohte Leben des Menschen in ihren Gesellschaften noch gelten lassen? Wir wissen, daß seit dem Zweiten Weltkrieg die spontane, natürliche und bedachte Zustimmung zur Welt bei vielen Menschen in die Krise geraten ist. Welches Glaubens an den Lebensgott bedarf es, welches Weltbild muß der Mensch bejahen, welche Sprache muß er suchen, damit er Zustimmung ausdrücken, als Glaubender Gott loben kann? Die Sprache selbst hat längst ihre Unschuld verloren, das Vertrauen gebrochen, Wahrheit verschleiert, die wahren Interessen der Menschen unter einem Schutt von Nachrichten- und Kauflärm verraten. Wer mit Gesangbuchversen für seinen Sonntag und an Werktagen mit den Gesetzen von Produktion und Konsum zufrieden ist, sieht das sprachliche Problem nicht. Nach der großen Ideologie für ein tausendjähriges Reich traten verschleiert neue materialistische Ideologien an. Überdies kreisen vor der religiösen Sprache Wissenschaftssprachen, wirtschaftliche Produktions- und verkäuferische Botschaftssprache, rund um die Uhr Nachrichtensprache. Eine nach allen Seiten kommerzialisierter, ja inflationär aufgeblähter Sprachgebrauch, Verbrauch und Mißbrauch zeugt Mißtrauen gegenüber den Wörtern. Wem käme, wenn er täglich die Unglücksmeldungen hört, liest, sich selber an- und umschaut in dieser allgemeinen Hektik Lob aus dem Hals, Lob auf die Lippen? Wie versammelt einer sein Bewußtsein von Welt und Sprache so, daß daraus ein Lob Gottes wird? In welches meditative Abseits muß sich einer begeben? Möchte er als Stellvertreter sprechen, wenn die zu Vertretenden lieber ihre alten Lieder singen als sich neuer Spracharbeit auszusetzen? Die bestätigen und ermutigen ihre Sänger – eine wichtige Funktion des Liedes. Sie stören nicht die Gedankenlosen, wecken nicht das bequeme, nicht das schlafige Bewußtsein. Die eingesungenen Lieder kommen auf eingefahrenen Gleisen daher. Sie fordern kein aktives, nicht das kritische Bewußtsein. Das schöne Einvernehmen kostet nichts, weder Nachdenken noch Vordenken. Fast jeder ernst zu nehmende lyrische Sprecher heute sperrt seine Sätze, Bilder, Metaphern gegen rasche Vereinnahmung, Konsumierung, gedankenlosen Gebrauch. Manche christlichen Sprecher versammeln freilich nach wie vor

die alten Sätze als Versatzstücke, die erlauchten Edelvokabeln zu gängigen Reimen. Sie paraphrasieren nochmals die biblischen, arrangieren nochmals die frommen Bilder. Sie greifen nochmals die abgegriffenen Reime aus ihrem Setzkasten. Oft verwechseln sie ihre fühligen Gefühle mit zu leistender Sprache, sentimentale Frömmigkeit mit Wahrheit, vage Beteuerungen mit Glauben, gemeinplätzige Wiederholungen mit Weitergabe des Überlieferten. Sie meinen, daß „gute Absicht“ ihre Rede genügend beglaubige. Sie wissen nicht, daß „gut gemeint“ das Gegenteil von literarischer Rede ist. Sie setzen sich ihrem wirklichen Bewußtsein und sprachlicher Arbeit nicht ernsthaft aus.

Es gibt freilich unterschiedliche sprachliche Ebenen und Absichten. Wer Gebrauchstexte verfaßt, wird die Benutzer sprachlich nicht überfordern. Wer ein Gemeindelied schreibt, wird sich in der Nähe überliefelter Sprache ausbreiten wollen. Wer religiöse Texte für viele macht, hält sich an die Bandbreite der Akzeptanz. Er weicht Hürden der Sprache, problembeladenem Bewußtsein, sprachlichen Verfremdungen, Zeilenbruch, Vermischung der sprachlichen Ebenen, anzeigennder Ironie aus. Wer hingegen den persönlich notwendigen, zu ergründenden, sprachlich möglichen, innovativ verfremdenden Ausdruck sucht – Voraussetzung und Bedingung poetisch literarischer Rede – geht andere Wege. Er verpflichtet sich nicht primär einem Adressaten, Abnehmer, einer Gemeinde. Er unterwirft sich nicht Geschmacks- und Akzeptanzbedingungen des Kunden. Sein Sprach- und Formprozeß entspringt dem „autonomen“ Bewußtsein des zur Sprache kommen wollenden Werkes⁹. Schwierigkeiten des Lobens entstehen also aus dem sprechenden Subjekt, aus der Frage der Form, aus der wahrzunehmenden Welt und der Frage ihrer Beziehung zu Gott. Die Liturgie hat die Lobrede erhalten. Aber liturgische Lobformeln, altgefügte Lobreden sollten nicht die einzigen Formen des Lobens sein.

Lobsperren haben wir alle – ohne es einzugehen – zuhauf errichtet. Die Sprachtöne des Lobens sind aus der öffentlichen und privaten Sprache geschwunden. Das zweckgerichtete Lob, das in unserer kommerzialisierten Welt begegnet, und zwar ständig, ist das Lob der Waren, minütlich das Lob der Werbung. Es ist käuflich und will verkaufen. Das Warenlob verschleiert, die Lobrede der Werbung übertreibt. Sie biedert sich an, suggeriert Nähe. Dieses Lob betäubt nicht nur den Verstand, es lügt mit Raffinesse und Methode. „Lyrik“, hat jemand bitter gesagt, „gibt es nur noch in der Werbung“. Lob in unserer Welt ist sprachlich, in Ton und Bild käuflich geworden.

Bedeutende poetische Neuansätze des Gotteslobs sind von Kurt Marti, Rudolf Otto Wiemer, Richard Exner, von Silja Walter, Rose Ausländer, auch von Dorothee Sölle geschrieben worden, jüngst sogar – ohne Namensnennung Gottes – von Hans Magnus Enzensberger¹⁰. Marti spricht in seinem Verstext „Preisungen“ aus einem neuen na-

⁹ Siehe dazu die Tagung „Religion und Künste am Ende des 20.Jahrhunderts“, die im Januar 1995 in Berlin stattfand. Sie ist dokumentiert in dem von Bischof Karl Lehmann und Hans Maiер herausgegebenen Band „Autonomie und Verantwortung“. München 1995.

¹⁰ Einige dieser Lobgedichte, auch die genannten von Marti und Wiemer sind versammelt in: *Wem gehört die Erde*. Neue religiöse Gedichte. Hrsg. P.K. Kurz, Mainz 1984, 237–254. Das eindrucksvolle Dank- und Lobgedicht von H. M. Enzensberger: „Empfänger unbekannt“, in: ders., *Kiosk*. Gedichte. Frankfurt 1995, 94.

turwissenschaftlichen Weltbild und Vorstellungen universaler Religion, die Mohammed und Marx, Buddha und Einstein versammelt. Aus Silja Walters (mit Klosternamen Schwester Hedwig OSB) Lobgedichten spricht ein tiefes mystisches Bewußtsein, wiederholt an der Grenze des mystischen Schweigens.

Der in Göttingen lebende Altmeister Rudolf Otto Wiemer hat in den sechziger Jahren als schon nicht mehr junger Mann den Verstext „*Dich loben im Abfall*“ geschrieben. Gott wird hier nicht von einem „hohen Thron“ her oder auf einen hohen Thron zu gelobt, auch nicht aus dem gestirnten Himmel, der täglich aufgehenden Sonne und der fruchtbaren Natur. Das Lob der Natur ist seit den Jahren der Umweltzerstörung in deutschen Landen poetisch verstummt. Das einst schöne Naturgedicht ist abgebrochen. Die Rede von der Natur hat hinüber gewechselt zum politischen Ökotext im polemischen Ton. Wiemer, der das Lob der Psalmen und die „Großer Gott“-Gesänge aus der „Te Deum“-Tradition kennt, weiß, daß wir so große, sichere Rede von unserem Bewußtsein her aufrichtig nicht mehr leisten können. Statt auszugreifen in die große schöne, in die geschaute und nicht geschaute Welt, baut er sein Lob von unten her auf, aus der Alltagswelt, die auch Abfall- und Wegwerfwelt ist. Er verzichtet auf den hohen Ton. Er zählt umgangssprachlich Dinge auf, von denen wir umgestellt sind: Zeitungen, Plakatwände, Leuchtreklamen, Fernsehschirme, Bahnsteige, Fahrkarten, Portemonnaie, Müllkübel. Die Glaubensarbeit des Sprechers besteht darin, all diese Dinge und Situationen in Beziehung zu Gott zu setzen. Der Text baut eine litaneiartige Serie auf. Jeder Satz besteht – wie die Oration in der Messe – aus Anrufung, Relativsatz und Bitte. Die letzte Anrufung lautet: „Gott, der du die Müllkübel durchwühlst,/ verschließe meinen Mund nicht, dich zu/ loben im Abfall“. Dem anvisierten Lob geht zwölf Mal eine Bitte der Wahrnehmung, des Glaubens, der Hilfe, des Bekennens voraus. Gott nicht auf dem hohen Thron, sondern zwischen Müllkübeln? Was ist das für ein Gottesbild? Durchwühlen nicht die Schwestern von Mutter Teresa (und Menschen in Kairo, in Rio de Janeiro) die Müllkübel, Müllhalden, um noch Brauchbares zu finden, das dem Leben dient, zum Überleben hilft? Wiemers Sprechtext „*Dich loben im Abfall*“ ist mehr ein rhetorischer als ein poetischer Text. Er ist sprachlich nicht durchgängig gelungen. Aber er ist wichtig, weil er die Aufmerksamkeit des Glaubens in andere Richtung, die Möglichkeit des Lobens im niedrigen Ton aus dem gewöhnlichen sogar erniedrigten Bewußtsein zeigt.

Die theologische Schriftstellerin Dorothee Sölle hat seit den späten sechziger Jahren mehrere Versbände veröffentlicht. „Meditationen & Gebrauchstexte“ nannte sie den ersten (1969). Zwischen den gesellschaftskritischen, kirchenkritischen, zum Teil subversiven Lehr- und Lerntexten der bisher fünf Bände stehen am Anfang des dritten Bandes „*fliegen lernen*“ vier titellose Lobgedichte. Die Sprecherin, die in Amerika gelebt und indianische Menschen kennengelernt hat, weiß, daß in deutschen Landen wenig gelobt wird und auch ihrem Mund kaum jemals Lobrede entsprang. Im ersten Text spricht sie von den Bäumen, die unsere Lehrer sein werden und vom Lob des leisen Morgenwindes. Das liegt auf der Traditionslinie des Gotteslobes, das unverbal aus der Natur aufsteigt. Der nächste Text stellt uns das naive Lob der Kinder vor Augen, die freudig „in den tag hineinfliegen/ hundert arme buddhas ausgebreitet“ (in welchem Land?). Wie aber lobt einer, der nicht Baum, nicht Wind, nicht Kind, sondern ein be-

wußter Mensch heute ist? Im dritten, längsten Gedicht fragt und erzählt die Sprecherin „Warum ich gott so selten lobe“. Das fragen und kritisieren immer wieder „die freunde“. Ihre erste Antwort kritisiert das, was seit biblischen Zeiten Gottes „Bund“ genannt wird.

„verdamm̄t bin ichs denn
war der bund nicht zweiseitig
daß er etwas lobenswertes tut oder vorbeischickt
und ich etwas zum loben entdecke
ein fabelhafter kontrakt
er schickt nichts und ich sehe nichts
er war schon immer stumm ich schon immer blind
das ist die melodie dieser welt“

Die Klage, ja Anklage schlägt um in Selbstkritik. Ironisch, in detaillierter Rede erzählt die Sprecherin (das Ich könnte auch ein Sprecher sein) ihr unaufmerksames Verhalten, stellt die fromm-modische Rede der „lästigen freunde“ bloß und annotiert zum Schluß den bereits geäußerten Vorwurf: „Außerdem hätte ich nichts gegen gott/ wenn er sich an seine versprechen hielte.“ Aus und in dem lockeren Parlandoton spricht die besorgte Frage nach der Wirklichkeit des Bundes zwischen Gott und Mensch, Gott und Kirche. Der vierte Text eröffnet den Vorsatz nach Pfadfinderart: „Jetzt habe ich mir vorgenommen/ jeden tag drei sachen zum loben zu finden// Dies ist eine geistlich-politische übung/ von hohem gebrauchswert“¹¹.

M.L.Kaschnitz markierte nach dem Krieg Schwierigkeiten des Gotteslobes und der religiösen Sprache insgesamt. Die generationsjüngere D.Sölle, die durch die Bultmann-, Adorno-Schule gegangen ist, den politischen Protestjahren und feministischen Forderungen Ausdruck verliehen hat, signalisiert neu, nicht unironisch, gegen Ende des Jahrhunderts den objektiven und subjektiven Anspruch des Lobens. Sie visiert die neue Ganzheit an aus schöner, unschuldiger Spontaneität und bewußtem, aufgeklärtem Wollen, Können des Christenmenschen.

Wir haben von den Schwierigkeiten der deutschen Sprache in deutschen Landen gesprochen. In anderen Regionen sind die Schwierigkeiten, Gott zu loben, offenbar weniger widerständig – oder die sprachliche Kraft größer.. Wir erwähnen zum Schluß drei sprachlich große, gelungene zyklische Werke: von Odysseas Elytis „To Axion Esti. Gepriesen sei“, von dem US-Amerikaner Robert Lax: „psalm & hommage to wittgenstein“, von Ernesto Cardenal aus Nicaragua „Gesänge des Universums“ ¹². Der griechische Nobelpreisträger Elytis preist das Genesis-Licht, Wasser und Wind, das unverstellte, einfache Leben in der ägyptisch-griechischen Welt. Lax, der sich aus den USA auf eine griechische Insel zurückzog, um dort allein, einfach und meditativ zu leben, hat einen großen zyklischen Psalm in der Nachfolge von Ezra Pound, aber aus christlichem Bewußtsein geschrieben. Cardenal, der als Poet seit Jahrzehnten das neue astro-physikalische Weltbild erkundet, hat 43 weit ausholende Cantos geschrieben, die das Universum und seinen Schöpfer singen. Einbezogen in die kosmischen Gesänge wird mit der per-

¹¹ Dorothee Sölle, *fliegen lernen*, gedichte. Berlin 1979, 4–7.

¹² Odysseas Elytis, *To Axion Esti. Gepriesen Sei*. Hamburg und Düsseldorf 1969. Robert Lax, *psalm & hommage to wittgenstein*. Zürich 1991. Ernesto Cardenal, *Gesänge des Universums*. Zwei Bände. Wuppertal 1995.

söhnlichen Präsenz gesellschaftliche Wirklichkeit in den USA und sogar aus Deutschland (Goethes Weimar und Weimars Buchenwald). Nein, das Lob Gottes und der Welt ist, wenn ein Wahrnehmender, Glaubender, Liebender weit genug geht, nicht zu Ende gekommen. In deutschen Landen hat Ignaz Franz im späten achtzehnten Jahrhundert das „Te Deum“ des Ambrosius in die deutsche Liedform gebracht. Es ist, obschon unser Bewußtsein sich beträchtlich aus diesem Welt- und Kirchenbild entfernt hat, bis heute das häufigste, zu vielen Anlässen gesungene Kirchenlied. Wie aber kann, darf, könnte Gottes Lob aus heutigem Sprach- und Weltbewußtsein Ausdruck finden, wenn von jeder Generation ihre eigene Sprachfindung und Sprachwerdung verlangt wird?

Te Deum

Mit Jaworten	mit atemlosen Botenworten
mit Bibelworten	mit geängsteter bedrohter
Mit Lehr- und Lehnworten	begeisterter Stirn sagen
mit den Worten der Väter	
der Mütter mit brustwarmen	daß du dauerst
lendenkräftigen Worten dich loben	daß du schaffst
groß sprechen	gewährst und nicht
groß schreiben	müde wirst uns zu wollen
groß denken	
groß zeigen	
Mit Namenworten	Mit Angelwörtern
Nennworten Tunworten	dich aus dem Fluß holen
mit Eigenworten Schaftworten	mit Lassowörtern
Umstandsworten	dich ins Vernehmen ziehn
mit bedachten Mundworten	mit Hebewörtern
mit notariell beglaubigten	das Himmelshemd richten
mit öffentlichen Glaubensworten	
Mit Jäger- und Sammlerworten	Und Brotwörter
mit bäuerlichen Saatworten	in den Ofen schieben
mit Fischerworten dich loben	daß die Wangen warm werden
mit jugendlichen Wurfworten	Mit Zangen in die Halde graben
mit alten Denkworten	daß gelüftet wird
mit Pionierworten	Zungenwörter sichteten
mit erkundeten der Weisen	in der Gemeinde zu feiern
gesalzen gesäuert	dich heraus fingern
gelagert im Keller	dich fühlen
getrocknet in Luft	dich essen
geworfelt im Wind	dich groß orgeln
Mit Küstenworten	Mit Zeitungswörtern
mit Läuferworten	dich täglich machen
	mit Rufwörtern alltäglich
	mit Faßwörtern
	dich näher holen

Mit Griffen dein Lob
unders Dach schieben
Körbe auf die Tenne stellen
dich hinauf gabeln
zum duftenden Heu
dich tasten dich riechen
unter dem Gewölbe

Mit Bitt-Worten
aus dem Turm
aus der Abstell-Kammer
dem Verlies

An lichten Tagen
dich mit Sommersätzen
am Himmel suchen
mit Sophien-Augen im Garten
dem Fisch-Gefährten am Fluß
Mutig in Winterschuhen
übers Feld stapfen

Mit ausfallenden Gleichnissen
dir eine Brücke bauen
Schritte üben auf dem Parcours
Mit aufgerissenen Osteraugen
auf Inseln feiern

daß wir erkannten
daß wir dich kennen
daß wir dich weihen
daß wir dich wissen

Mit Kinderaugen
mit Greisenmund
Kinn und Schultern eines Mannes
mit den Lippen einer kundigen
Frau
mit Fuß-Füßen und Traumaugen

Mit Zacken im Gemüt
Hut auf dem Kopf
im Mantel dich loben
im Badeschurz
fischernackt an einem
galiläischen See
unbeschuht auf weißen
Mönchskieseln

Gärtner
auf dem Gottesacker
Gottesartisten
in Gottesarbeit

Mit Schaufelworten
mit Fließworten
mit Tanzworten
flammend und flüsternd
U-Töne, E-Töne, O-Töne
Tag- und Nachtsilben

stockend mittags
verstört am Abend
die Computer-Hände
der Interessen-Trip

Arbeitsworte
Essigworte
gärende Worte
Hefe und Schaum
Mußworte Kannworte
Kauerworte gefastete
Worte im Geist

Dich zu loben
mit Notker-Lippen
Balbulus-Lippen
Thomas-Lippen
zur Matutin zur Laudes
mit Vatersätzen
und weiter zurück

Mit Nacht-Augen
mit Sonnen-Augen geblendet
mit Clara-Lippen
zu Franziscus voraus

Geöffnet O HERR
ausgebreitet die Seele
gefaßt geformt
was in uns sinnt und weiß
mit Orante-Händen
Dich zu loben O
FERNNAHER